

Wolfgang Trilling Kirche als Bruderschaft und Mitverantwortung der Christen

Der folgende Beitrag wendet das biblische und konziliare Selbstverständnis der Kirche als einer Bruderschaft auf die aktuelle Situation des kirchlichen Demokratisierungsprozesses an und läßt die Überlegungen einmünden in eine Reihe von praktischen Anregungen und Hinweisen für eine wirksame Verantwortung aller Christen, insbesondere auch in den Synoden und Räten.

red

Die beiden Ausdrücke „Bruderschaft“ und „Mitverantwortung“ sollen uns zweierlei sagen. Der erste Ausdruck bezeichnet die Grundordnung der Kirche, wie sie Jesus Christus gewollt und gestiftet hat. Der andere Ausdruck soll uns anleiten, diese Grundordnung der Kirche so zu verwirklichen, wie es unsere Zeit und Situation erfordern. Der Inhalt des ersten Gedankenganges wird sein, das biblische Fundament dafür kurz aufzuzeigen. Ein zweiter Gedankengang behandelt die Frage, wie wir den heutigen „Demokratisierungs“-Prozeß in der Kirche verstehen können; und drittens versuchen wir, einige Anregungen für eine „kollegiale Aszese“ zu geben.

I. Das biblische Fundament

1. Brüderlichkeit und Bruderschaft

a) Die Aussage der Schrift

Liegt uns nicht die Auffassung viel näher, die Grundordnung der Kirche in dem amtlichen Aufbau der „Ämter“ des Pfarrers, Bischofs und Papstes zu sehen?

Die *Heilige Schrift* spricht hier eine eindeutige Sprache. Gewiß gibt es nach dem Neuen Testament auch in der Kirche Ordnung und Amt, den Auftrag, die Sendung, auch Formen der Disziplin, der Gemeindegerechtigkeit. Aber vor all dem liegt die tragende Wirklichkeit, daß alle vor Gott und untereinander gleich sind, daß sie füreinander Schwestern und Brüder sind. Alle sind einander Vergebung schuldig, weil allen Gott vergeben hat; alle sind einander zur Liebe verpflichtet, weil „Gott uns zuerst geliebt hat“ (1 Jo 4,10). Alle haben einen Meister, sind aber untereinander Brüder (Mt 23,8). Brüderlichkeit wächst aus dem Dienst aneinander. „Der Größte unter euch werde euer Diener“ (Mt 23,9 f; vgl. Lk 22,24–27).

b) Kirche ist Bruderschaft

Aus der Brüderlichkeit untereinander entsteht die neue Gemeinschaft derer, die sich zu Christus bekennen und die auf seinen Tod getauft sind, wachsen die *Gemeinde und Kirche*. Gemeinde und Kirche sind also zuerst *Bruderschaft*. Das ist

die erste und grundlegende Definition der Kirche. Alle, die so „Brüder“ geworden sind, haben daher dieselbe Berufung von Gott und dieselbe Sendung für die Welt. Das gilt für den Papst oder den Arbeiter, für den Bischof und Pfarrer, für den Lehrling und Rentner, für Mann und Frau ohne jeden Unterschied. Das II. Vatikanum hat die Lehre vom allgemeinen, d. h. dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen bekräftigt.

c) Die Kirche und die Hoffnung unserer Zeit

Wenn wir das in die *heutige Zeit* stellen, spüren wir sofort daß ihre Sehnsucht auch darauf gerichtet ist, eine brüderliche Ordnung zu finden. Alle sollen in Frieden und in einer gerechten Ordnung miteinander leben können. Kein Erdteil, kein Volk oder Staat, keine Rasse oder Weltanschauungsgemeinschaft soll davon ausgenommen sein. Brüderlichkeit war die faszinierende Parole der Französischen Revolution. Sie hat bis heute nichts von ihrer Strahlkraft verloren. Damals wurde die Parole „Brüderlichkeit“, losgelöst von Glauben und Kirche und sogar gegen sie, ausgerufen. Gewiß gab es in der Kirche zu jeder Zeit irgendwie und irgendwo bruderschaftlich gelebten Glauben. Oft hat er sich zum Schaden des Ganzen in abgespaltenen Gruppen und Sekten etabliert. Heute ist im Ganzen der Kirche eine Entwicklung in Gang gekommen, die auf eine bruderschaftliche Verwirklichung des Glaubens zielt. Das Wehen des Geistes Gottes war und ist mächtig zu spüren. Alles drängt darauf hin, unter uns selbst bruderschaftliche Kirche zu werden und das auch der „Welt“, soviel an uns liegt, überzeugend und glaubwürdig zu zeigen.

d) Neue Formen, nicht nur Appelle, sind nötig

Wir spüren wohl alle, daß das nicht allein durch moralische Appelle an unseren guten Willen, durch Predigen und den bloßen Gebrauch der Wörter „Brüderlichkeit“ und „Bruderschaft“ erreicht werden kann. Hier lauert sogar eine Gefahr: Je mehr davon geredet wird, desto weniger kann tatsächlich geschehen. Auch diese hohen Worte können entleert, zu Mode- und Schlagworten werden.

Ferner ist zu bedenken: Wir sind keine kleine Gruppe, in der sich alle untereinander kennen, die in einem gemeinsamen Aufbruch zum Glauben kamen, wie die Gemeinden des NT, etwa von Thessalonich oder Korinth. Wir leben in einem vielfältig gegliederten sozialen Gefüge, einer technisch-organisatorischen, von uns weithin geplanten und gestalteten Welt, und die Großkirche lebt mitten darin. In dieser Situation Gemeinde als Bruderschaft zu verwirklichen, kann romantisch und schwärmerisch anmuten. Vor allem, wenn sich der Appell dazu auf solche Mahnungen reduzierte: Seid ein bißchen netter zueinander, redet etwas mehr mit-

einander, hört aufmerksamer aufeinander! Damit wäre noch nichts getan. Gemeinde als Bruderschaft kann nur gelingen, wenn dieses Vorhaben die Ordnungen, Strukturen und Bezüge, in denen wir im 20. Jahrhundert eben leben, beachtet und wenn kirchliche Formen entwickelt werden, die all dem angepaßt sind. Das ist also ein recht nüchternes und vielfach praktisches Unternehmen. Der Antrieb dazu kommt gewiß aus dem Heiligen Geist, und die Verpflichtung ist durch das Evangelium zwingend aufgegeben. Aber die praktische Weise der Verwirklichung ist neu zu finden.

Recht deutlich wird das in der caritativen Tätigkeit der Kirche. In einer kleinen Gemeinde kann man die Not im einzelnen noch übersehen und ihr mit eigenen Kräften abhelfen. Ein Bistum braucht eine gut funktionierende Organisation dafür. Und für die Weltkirche kann sich die Caritas nicht mehr darin erschöpfen, „Wohltätigkeit“ zu üben und gelegentlich Spenden zu geben für die Opfer eines Erdbebens, einer Hungersnot oder für die Opfer des Krieges in Vietnam. Wenn hier wirksam mitgeholfen werden soll, gelingt das nur durch exakte Untersuchungen, durch Berechnen der höchsten Effektivität, durch Arbeitsstäbe und Forschungsteams und durch gezielten Einsatz der Mittel. Entsprechendes gilt heute für alle Bereiche des kirchlichen Dienstes. Auch die Ortsgemeinde und das Dekanat brauchen gut durchdachte und funktionierende Formen, die dazu helfen, Gemeinde als Bruderschaft zeitgemäß zu verwirklichen. Eines der Mittel dazu sind die verschiedenen „Räte“, die jetzt eingerichtet wurden. Es muß uns klar sein, daß es dabei nur um *einen* Weg geht und daß dieser Weg vielleicht gar nicht der wichtigste ist. Sicher aber ist es ein Weg, den wir heute gehen müssen und auf dem es kein Zurück gibt. Doch wie solche Räte aufgebaut werden und strukturiert sind, wie sie am besten wirksam werden, wie sie vor Leerlauf, Erstarrung und bürokratischer Verfilzung bewahrt bleiben, das ist eine Frage der Zukunft und des beweglichen Experimentierens.

2. Gnadengaben und Dienste

Die Grundordnung der Kirche ist bruderschaftlich. Aber dazu kommt noch ein zweites, daß nämlich zum Wesen der Kirche auch das „Amt“ gehört. Wenn wir „Amt“ sagen, denken wir schon an eine bürokratische Obrigkeitseinrichtung wie das Finanzamt oder das Postamt oder Gemeindeamt, mit Stempeln, Formularen und Aktenstaub und mit den „Amtsträgern“ hinter dem Schreibtisch oder am Schalter. Diese Amtsträger sind eben Beamte und verkörpern für unser typisch deutsches Empfinden „Obrigkeit“ und Macht. Es ist

keine Frage, daß in vielen Gegenden auch der Pfarrer und das Pfarramt so betrachtet wurden.

a) Das kirchliche
„Amt“ ist Dienst

Wenn wir vom *Amt in der Kirche* sprechen, ist das völlig anders gemeint; so anders, daß man wenigstens in Deutschland den Ausdruck „Amt“ dafür überhaupt vermeiden sollte. Im Neuen Testament begegnet uns ein Ausdruck für das, was wir unter Amt (als „Obrigkeit“) verstehen, überhaupt nicht. Es kennt einen einzigen Sammelausdruck für alle besonders Beauftragten, mit einer bestimmten Aufgabe Betrauten, nämlich den Ausdruck „diakonia“. Wir kennen das Wort vom Diakon, von der Diakonie, der Diakonisse. Es heißt schlicht *Dienst*. Der Diakon ist Diener, die Diakonisse Dienerin. In der Antike ist solcher Dienst normalerweise Dienst der Sklaven, also der einfachen, schlichten, oft schmutzigen Handarbeit, wie Säubern, Lastentragen. Speziell ist der Diakon-Sklave der Tischdiener. Mit diesem Ausdruck werden also die „Ämter“ im Neuen Testament bezeichnet. Wenn man später für „diakonia“ „Amt“ sagte, so war das nur eine Übersetzung. Gemeint war aber in der Sache dasselbe, nämlich ein Dienst. Und so gibt es in der Kirche nur Dienste: den Dienst des Predigers und der Katechetin, des Gemeindevorstehers und Kassenverwalters, des Bischofs und des Papstes, des Krankenpflegers und Fürsorgers. Auch hier gilt dasselbe, was wir zur Bruderschaft sagten, daß alle Dienste *grundsätzlich gleich sind*. Sie sind gleich, weil sie denselben Ursprung haben und auf dasselbe Ziel gerichtet sind. Sie haben den Ursprung im Wirken des Heiligen Geistes und in der Sendung Christi, und sie haben das gemeinsame Ziel, der Bruderschaft der Glaubenden zu dienen.

b) Verschiedenheit
der
Dienste

Dieser Dienst geschieht allerdings in *verschiedener Weise*. Der Dienst eines Bischofs ist anders als der einer Seelsorgehelferin und der des Kantors anders als der einer Pfarrsekretärin. Jeder hat einen anderen Bereich, andere Verantwortung und Aufgaben, aber alle sind hingeordnet auf das gleiche Ziel. Manche Dienste sind von *besonderen zusätzlichen Merkmalen* geprägt, wie der des Priesters und des Bischofs durch eine besondere Weihe, des Papstes durch eine Wahl und Beauftragung, die ihn wieder aus dem Kollegium der Bischöfe als sichtbare Verkörperung seiner Einheit heraushebt. Diese besonderen Merkmale ändern aber nichts daran, daß sie alle vorher schon mit den anderen Diensten in der Kirche auf einer Ebene stehen.

So gleicht die Kirche nicht einer Pyramide mit der Basis der Ortsgemeinden und ihrer Pfarrer und mit dem Papst an der Spitze. Das ist ein falsches Kirchenbild, das wir vergessen

müssen. Sie gleicht mehr (auch dieser Vergleich sagt wie jeder Vergleich nicht alles!) einer biologischen Wirk- und Lebensgemeinschaft, wie der Wald, die Wiese, die Steppe oder das Gebirge mit je ihrer Fauna und Flora. Vielfältiges lebt da miteinander und voneinander – und doch ist alles *in der Vielfalt eine Einheit*. Gelegentlich verwendet Paulus als Vergleich dafür den menschlichen Leib, der viele Glieder mit verschiedenen Aufgaben hat und der doch nur einer ist, ein Leib.

c) Dienste wachsen
aus den
„Charismen“

Diese Vielfalt kommt aus dem Wirken des *Geistes Gottes*. Der Heilige Geist erweckt in der Kirche Gnadengaben oder Geistesgaben, mit dem griechischen Wort „Charismen“ genannt. Die Gnadengaben werden einem jeden zugeteilt, wie der Heilige Geist es will. Sie sind überall da, auch in den kleinen Diasporastationen und in den Dorfgemeinden. Sie werden nicht dem einzelnen zum persönlichen Nutzen gegeben, sondern zum Dienst an den anderen. Der Geist Gottes ist ein Geist der Fülle, des Reichtums, der Vielfalt. Unsere Aufgabe besteht darin, diese Vielfalt zu entdecken, auch die versteckten Gnadengaben herauszulocken, sie füreinander fruchtbar zu machen. Gerade die Vielfalt sollte ein Zeichen lebendiger Gemeinde sein. Es müssen nicht alle dasselbe denken und wollen und tun. Es kann und muß verschiedene Auffassungen und auch Verhaltensweisen geben. Uniformität, Gleichschaltung und eine *nur* rationale Planung sollten der Kirche fremd sein.

Wie die Vielfalt vom Geist Gottes geschenkt ist, so ist die Aufgabe der *Einheit der Kirche* von demselben Geist gegeben. Die Vielfalt soll nicht zersplittern und auflösen, sondern die Einheit bewirken. Alle sollen diese Einheit suchen und dafür auch, wenn nötig, einschneidenden Verzicht leisten. Das bedeutet keineswegs, seine Meinung einfach zu opfern, seine Überzeugung zu verbergen, sein Verhalten zu heucheln. Die Einheit, die wir hier meinen, muß jeweils neu errungen werden, und sie baut sich immer wieder von unten aus der Vielfalt der Auffassungen und Erfahrungen auf. Es ist heute in vielen Fragen einfach nicht mehr möglich, zu sagen: So verhält sich ein Katholik und so nicht. Es wird viel Geduld miteinander und Aufmerksamkeit füreinander brauchen, daß Gemeinden so großzügig denken lernen.

d) Vorstedterdienst
und die
anderen Dienste

Die Glieder einer bruderschaftlichen Gemeinde und die verschiedenen Dienste in ihr arbeiten zusammen und sind füreinander da. Daraus ergibt sich auch *ein gewisses Gegenüber*. Die „Räte“ zum Beispiel sind weder verlängerter Arm des Pfarrers (als Helferkreis, „Laienapostolat“), noch sind sie

das Organ der Gemeindeleitung schlechthin. Der Ortspfarrer ist geistlicher Vorsteher und Leiter der Gemeinde. Insofern steht er der Gemeinde gegenüber und steht auch die Gemeinde ihm gegenüber. Aber das ist nur die eine Hälfte der Wahrheit, die wir bisher allein gesehen haben. Die andere und gewichtigere Hälfte heißt eben, daß zuerst alle Brüder im Glauben sind und daß dieser Dienst des Vorstehers einer unter den anderen Diensten in der Gemeinde ist. Daher kann ein solcher Vorsteherdienst überhaupt nur mitten, in und unter den Brüdern und Schwestern im Glauben und in Zusammenarbeit mit den anderen Diensten ausgeübt werden. Sonst kommt notwendig Herrschaft statt Dienst heraus.

Der Vorsteher der Gemeinde muß die Möglichkeit haben und behalten, zu mahnen, brüderlich zuzusprechen, auch einmal im Namen des Evangeliums hart zurechtzuweisen. Aber auch die Gemeinde und die Träger anderer Dienste in ihr müssen die Möglichkeit haben, brüderlich zu kritisieren, Anregung und Rat zu geben und manchmal wohl auch ein kräftiges Wort zu sagen. Brüderlichkeit heißt nicht Nachgiebigkeit, nur übersehen und „verstehen“ wollen, sondern auch männlich-entschieden zu ermahnen und gerade darin den anderen ernst zu nehmen. Was Ehemänner und Ehefrauen sich ein ganzes Leben hindurch zu beider Nutzen schenken, nämlich sich gegenseitig zu helfen, zu korrigieren, die Ecken abzuschleifen und so (wenn es wirklich gut geht!) aneinander zu wachsen, das darf dem Priester nicht vorenthalten werden. Natürlich muß das menschlich ordentlich geschehen, mit Takt und Feingefühl, aber *zuviel* und permanente Rücksicht sollten wir auf die sprichwörtliche Empfindlichkeit der Priester auch nicht nehmen.

II. Der heutige „Demokratisierungs- prozeß“

Wie verstehen wir, was heute in der Kirche geschieht? Altes wird kritisiert und abgeschafft, Neues wird eingerichtet. Was noch vor zehn Jahren kaum denkbar erschien, wird heute als selbstverständlich betrachtet. Themen werden öffentlich behandelt, die bisher unter einem Tabu standen. Das Schlagwort von der „Demokratisierung“ der Kirche hat faszinierende Anziehungskraft und ist zum Programm progressiver Personen und Gruppen in der Kirche geworden. Wie finden wir uns zurecht und wo finden wir Orientierung? Stehen wir in einem Prozeß des Verfalls und der Auflösung oder in einem Prozeß des Umbruchs und der Erneuerung?

1. Der Mensch als Partner

Mit dem Umbruch der Gesellschaftsordnung, für die die Französische Revolution charakteristisch ist, hat sich bis heute in zunehmendem Maße ein neues Verständnis für

den Menschen in seinen sozialen Bezügen, in seinem gesellschaftlichen Wesen ergeben.

a) Partnerschaft
und
Mitverantwortung

Dieses neue Verständnis ist am treffendsten mit dem Ausdruck „Partnerschaft“ zu kennzeichnen. Der Mensch lebt nicht mehr in einer Ordnung, die ihm einen bestimmten Platz auf einer Stufe in der Gesellschaft zuweist. Vorrechte eines Adelsstandes, Bildungsprivileg des Bürgertums, „Untertanengesinnung“ gegenüber einer „Obrigkeit“ werden nicht mehr anerkannt. Die Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit soll für alle in gleichem Umfang und mit gleicher Verpflichtung gelten. Jeder Mensch will als Mensch ernst genommen sein und gleiche Rechte wie die anderen haben. Das gilt im Kleinen wie im Großen. Im Kleinen: Das Bild von der Ehe hat sich stark gewandelt. Die Ehe gilt nicht mehr als eine patriarchalische Einrichtung im Kleinen, sondern als Partnerschaft. Noch vor wenigen Jahren wurde nach katholischen Trauungsriten von der Frau Gehorsam gegenüber ihrem Mann verlangt! Heute sprechen auch die Theologie und die Ehelehre der Kirche von der Ehe als Partnerschaft und als personaler Gemeinschaft. Und im Großen: In vielen Ländern steht heute das Problem der „Mitbestimmung“ in den Betrieben im Vordergrund der sozialen Forderungen. Der Arbeiter will wirklich Mitarbeiter sein, der Mitarbeiter aber Partner, der Mitspracherecht hat und Einfluß auf seinen Betrieb ausübt.

b) Partnerschaft
in der Kirche

Mitten in dieser Entwicklung steht die Kirche, weil sie nicht jenseits der Geschichte, sondern mitten in ihr lebt. Die Menschen der Kirche sind die gleichen Menschen wie in der Arbeitswelt, im Betrieb, im Büro, in der Verwaltung und in der Politik. Der Prozeß, der zur „Partnerschaft in der Kirche“ führt, ist unaufhaltsam und in vollem Fluß. Jeder einzelne ist besser informiert als früher. Jeder weiß auch um Ereignisse der ganzen Kirche durch Presse, Radio und Fernsehen. Ein patriarchalisches Bild von der Kirche ist durch die Zeit überholt. Der Pfarrer, der Bischof oder Papst können nicht mehr als eine Art Monarchen ihrer Pfarrei, ihres Bistums, der Weltkirche gesehen werden, die alles allein wissen und alles allein entscheiden. Von diesem monarchischen Bild ist aber unser Verhalten noch weithin bestimmt und auch religiös so untermauert. Ohne zu fragen, vertraut man, daß schon das Richtige entschieden werde. Man gehorcht selbstverständlich und meint, in diesem schlichten Vertrauen und fraglosen Gehorchen den religiösen Gehorsam gegen Christus und seine Kirche zu vollziehen. Das ist in dem eigentlichen Bereich der Offenbarung auch nötig: Der Glaube ist auch „Glaubensgehorsam“. Aber gilt das für

alles, was „von oben“ kommt? Es gibt heute Krisenerscheinungen, in denen das Zerbrechen eines solchen undifferenzierten Gehorsams sichtbar wird und die mit dem Umbruch des gesellschaftlichen Verhaltens in der ganzen Menschheit zusammenhängen.

c) Partnerschaft
muß zur
Bruderschaft werden

Trotzdem müssen wir fragen, was hier *in der Kirche* geschieht: eine Emanzipation von der Autorität, die Aufkündigung des Gehorsams überhaupt – oder etwa der Durchbruch zu einem neuen Verstehen von Kirche und einem neuen Verhalten in ihr? Brechen die Dämme ein, ohne daß die Kirche etwas dagegen tun könnte, oder werden nur überlebte Formen aufgesprengt, die sich von sich aus nicht erneuern? Aus dem biblischen Fundament haben wir erkannt, daß die Kirche eine Grundgestalt hat. Diese brüderliche Grundgestalt muß mit dem verbunden und gefüllt werden, was wir heute als partnerschaftliches Verhalten kennen. Das muß möglich sein, auch wenn es sicher schwierig ist. Ein partnerschaftliches oder demokratisches Verhalten entspricht sicher der brüderlichen Grundgestalt der Kirche besser als ein autoritär-monarchisches, aristokratisches oder patriarchalisches.

d) Partnerschaftliche
Ausübung
der Dienste

Kein Katholik wird das *Petrusamt* abschaffen wollen; aber viele fragen heute, ob das Papsttum im Zeitalter der Partnerschaft noch so ausgeübt werden kann, wie es bis zur Stunde geschieht. Niemand wird sagen, daß das Volk Gottes keine *Bischöfe* brauche, aber viele sehen die Art, wie oft das Bischofsamt noch autoritär-monarchisch ausgeübt wird, als überholt an und ersehnen eine brüderlich-partnerschaftliche Art der Ausübung. Wenn der Bischof zur Firmung ins Dorf kommt, freuen wir uns nicht über die Ankunft eines „Landesfürsten“, sondern über den Bruder im gemeinsamen Glauben und den Vorsteher im Herrn. Ebenso wird niemand fordern, die *Pfarrer* und geweihten Priester durch Leute aus den Gemeinden zu ersetzen, die die verschiedenen Aufgaben unter sich aufteilen, die ein Pfarrer und Priester jetzt hat. Aber die Fragen sind doch berechtigt: ob der Dienst eines Pfarrers und Priesters wirklich als Dienst *erscheint* und nicht als Herrschaft; ob der Pfarrer wirklich alles weiß, auch das, was heute in der Theologie geschieht – wo sich jeder informieren kann, wenn er will; ob der Pfarrer möglichst alles allein entscheiden kann und darf, wo viele andere da sind, die auch ein Urteil haben und es in manchen Fragen gar besser wissen? (Hat es heute ein einzelner nicht überhaupt schwer, unsere so vielgestaltige Welt zu überschauen?) Kein Pfarrer oder Bischof, der seinen Dienst eifrig tut und der ein wirklich „geistlicher“ Mann ist, braucht darum Sorge

zu haben, daß ihm etwas an Ansehen und Geltung genommen würde. Solche Männer werden immer geachtet sein. Gerade ein eifriger und geistlicher Priester wird sich aber nach Beratern sehnen, die ihm helfen, seinen Dienst noch eifriger und geistlicher zu tun.

Alles das gilt analog für die anderen Dienste in Gemeinde und Kirche. Es ist leicht, an der Ausübung jener Ämter, die heute im Vordergrund stehen, Kritik zu üben, aber schwer, sie auch gegenüber allen anderen „Diensten“, auch den Mitgliedern von „Räten“, durchzuhalten. Hier muß mit dem gleichen Maß gemessen werden, das für alle das Evangelium ist. Zwar wird es manchmal keine Änderungen geben ohne einen handfesten „Krach“, aber der Normalfall ist das sicher nicht – und die Versuchung der Macht lauert überall und zu jeder Zeit.

2. Die Kirche ist eine göttliche und menschliche Institution

a) Unwandelbare Ordnungen

Ihre Fundamente sind von Gott gelegt, „denn einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, nämlich Jesus Christus“ (1 Kor 3,18).

Mit diesem Fundament, das nur der Glaube erkennt, sind auch die Ordnungen ihrer sichtbaren, geschichtlichen Gestalt gegeben. Zu diesen Ordnungen gehören vor allem: grundlegend die *Brüderlichkeit*, die *Einheit* der Kirche (in der Vielheit der Ortskirchen), der Dienst der *Verkündigung*, das kirchliche *Amt* als Hauptträger der Verkündigung und des Vorsteherdienstes in den Gemeinden.

b) Wandelbare Ordnungen

Diese Ordnungen können und müssen aber in den jeweiligen Zeiten und Situationen in verschiedener Weise verwirklicht werden. Jede Zeit schafft sich dafür die Formen, die sie für die besten ansieht. So gibt es eine menschliche Seite der Kirche, Einrichtungen, die von Menschen erdacht und geschaffen wurden und die von später lebenden auch wieder kritisiert oder abgeschafft werden. In Jesus Christus sind Gottheit und Menschheit aufs innigste miteinander verbunden. Auch die Kirche existiert aus dieser göttlich-menschlichen Einheit. Das heißt etwa: In dem Wesen ihrer Botschaft muß sie die Wahrheit der Offenbarung sagen, und sie tut das auch kraft des verheißenen Beistandes, des Heiligen Geistes. Aber in der Beurteilung von Situationen und Zeiterscheinungen kann sie irren, und das tut sie auch. Es gehört zu ihrer Geschichtlichkeit. (Vgl. das Beispiel der Religionsfreiheit: Die Päpste Gregor XIII. und Pius IX. haben die Lehre von der Religionsfreiheit aufs schärfste verurteilt. Das II. Vatikanum hat sie als Lehre der Kirche feierlich verkündet.)

Die Kirche ist in ihrem inneren Wesen, in ihrer göttlichen

(eschatologischen) Wirklichkeit, heilig wie die heiligen Sakramente, und sie hat zu jeder Zeit auch „Heilige“ hervorgebracht. Aber sie ist auch Kirche der Sünder und selber sündig. Es gibt nicht nur Sünde von einzelnen Sündern in der Kirche, sondern auch Sünden der Kirche. Auch das entspricht – so bitter es für uns alle ist – ihrer Geschichtlichkeit. Die Kirche ist nicht nur der „Leib Christi“, der einig und heilig ist und durch und in Christus den Anfang einer neuen Menschheit darstellt, und das Volk Gottes, das Gottes „Eigentumsvolk“ ist (1 Petr 2,9). Sie ist auch das wandernde Volk Gottes, das durch die Geschichte geht, das sich wandelt, das vom Staub bedeckt ist, das Niederlagen erleidet und Wunden und Narben empfängt, das die Zukunft sucht und aus der Hoffnung lebt; und sie ist auch der „Leib Christi“ des *Gekreuzigten*, der verwundet und zerschlagen ist, der die Not und das Leid der Welt erfährt und erträgt (vgl. Röm 7,4; 2 Kor 4,10 f).

c) Ratgeber und „Räte“

Praktisch war es immer so, daß Papst, Bischöfe und Pfarrer ihre *Ratgeber* hatten; es blieb ihnen weithin selbst überlassen, wen sie sich dafür wählten (was auch heute durchaus bestehen bleiben muß). Wichtiger ist die Erkenntnis, daß dieser Beraterkreis eng mit der veralteten Struktur der Kirche verbunden war. Der Papst kann mit der römischen Kurie allein nicht auskommen, sondern braucht das Bischofskollegium der Weltkirche. Der Bischof kann sich nicht allein auf ein Domkapitel oder Ordinariat oder auf seine engsten Mitarbeiter stützen, sondern braucht das Presbyterium und die Laienschaft des Bistums. Und der Pfarrer soll nicht nur den Herrn Doktor oder Apotheker oder den Herrn Lehrer um Rat fragen, sondern die ganze Gemeinde, die ihr Vertrauen einem Kreis gewählter Glieder schenkt und die durch dieses Gremium repräsentiert wird.

So gesehen ist der Prozeß, in dem wir stehen, notwendig und richtig. Es ist ein Prozeß der Erneuerung der Kirche in ihrer geschichtlichen, menschlichen Seite. Diese Erneuerung kann nur gelingen, wenn alle daran beteiligt sind, wenn alle informiert sind, mitsprechen und mitentscheiden, wenn sich ein partnerschaftlicher „Stil“ durchsetzt. Gelänge das, wäre es ein Vorbild auch für die „weltlichen Bereiche“. Man sollte gerade in der Kirche und an der Kirche sehen können, wie moderne, mündige, selbständige und freie Menschen miteinander reden und handeln!

3. Demokratisierung der Kirche

Ist das, was heute in der Kirche vor allem durch die neue Einrichtung der „Räte“ geschieht, eine Demokratisierung der Kirche?

a) Demokratisierung in der Kirche

Die Antwort darauf heißt: ja und nein. Das Wort „Demokratie“ bezieht sich nach dem gängigen Sprachgebrauch zunächst auf eine politische Wirklichkeit, eine Staatsform. Diese politische Wirklichkeit ist aber nicht abzulösen von der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Im gesamten gesellschaftlichen Leben, nicht nur in der Politik, vollzieht sich ein Demokratisierungsprozeß. (Die Soziologen nennen ihn „Fundamentaldemokratisierung.“) Im wesentlichen haben wir ihn unter Punkt 1 „Der Mensch als Partner“ beschrieben. In diesem („gesellschaftlichen“) Sinn kann man auch von einer Demokratisierung *in der Kirche* sprechen, die notwendig und legitim ist. Dieser Prozeß drückt nur aus, daß das Verhalten der Menschen in der Kirche sich entsprechend dem heutigen Verständnis des Menschen wandelt.

Aber damit geschieht noch keine Demokratisierung *der Kirche* schlechthin. Denn im politischen Sinn ist die Kirche keine Demokratie und sie kann auch keine werden. Sie ist allerdings auch keine Monarchie, ja überhaupt nicht mit irgendeiner Staatsform identisch. Sie hat eine eigene „Verfassung“, die *in dem Dienst Jesu für das Wohl und Heil der Menschen* begründet ist. (Da das Wort „Demokratisierung“ so mißverständlich ist, scheint es mir besser zu sein, es für den Erneuerungsprozeß der Kirche nicht zu verwenden.) Ohne Frage ist die Entwicklung demokratischer Formen der Zusammenarbeit nötig. Diese Formen sind aber nur *Mittel*, um den eigentlichen Dienst der Kirche besser ausrichten zu können. Äußerlich unterscheiden sie sich nicht von den Formen in einem Verein, einer Genossenschaft, einer politischen Partei usw.; aber innerlich sind sie doch etwas anderes, weil sie auf andere *Ziele* gerichtet sind. Diese Ziele sind das Wohl und Heil des Menschen. Dem „Wohl“ des Menschen dienen auch manche andere Ordnungen, z. B. die UNO. Aber dienen sie auch dem „Heil“, das heißt der letzten Erfüllung und Rettung des Menschen?

b) Demokratische Formen

Zu diesen Formen und Mitteln gehören etwa folgende: die *Wahl*. Die Wahl eines Gemeinderates oder eines Dekanatsrates wird in demokratischen Formen durchgeführt (wenn sie gut gemacht wird!); aber innerlich ist eine solche Wahl doch etwas anderes als z. B. die eines Betriebsrates. Sie soll nicht einfach „Interessenvertreter“ herausfinden, die also die Interessen einer Gruppe oder Richtung wortgewandt und taktisch geschickt wahrnehmen. Es sollen dabei Leute gefunden werden, die das Vertrauen der Wähler dafür geschenkt bekommen, den Dienst am Wohl und Heil des Ganzen zu sehen und gut wahrzunehmen. Das ist im Grunde also ein geistlicher Vorgang! Deswegen soll eine

Gemeinde auch dafür beten, und jeder einzelne Wähler soll sein Gewissen vor Gott prüfen.

Es gibt *Protokolle*. Sie sind mühsam zu verfassen und langweilig anzuhören, aber sie sind notwendig. An ihnen soll geprüft werden, ob eine Diskussion und ein Beschluß möglichst so festgehalten sind, wie sie stattfanden, und ob alle Beteiligten damit nachträglich auch einverstanden sind. So wird die Achtung vor jedem einzelnen zum Ausdruck gebracht, daß sich keiner „überfahren“ fühlt.

Es gibt eine *Tagesordnung*, die (was weithin nicht beachtet wird) allen rechtzeitig vorher zugestellt werden muß. Auch das entspricht der Achtung vor der Person und vor jedem einzelnen. Man muß sich vorbereiten und auch untereinander beraten können; man darf nicht von einem Thema überrascht werden, das man nicht vorher überdenken konnte. Die Tagesordnung hilft, bei der Sache oder bei den Sachen zu bleiben, damit eine „Sitzung“ nicht zerfließt, uferlos wird und „nichts dabei herauskommt“. Ein freies Gespräch braucht keine Tagesordnung, ja es kann dadurch zerstört werden; aber eine „Sitzung“ braucht eine Tagesordnung, weil bei ihr eben etwas herauskommen muß.

Es gibt eine *Diskussionsordnung*. Nicht jeder kann darauf losreden, wann und wie lange er will. Auch andere sind da, die etwas zu sagen haben und zu Wort kommen müssen. Das soll die Diskussionsordnung ermöglichen. Nicht jeder muß zu jedem Punkt reden und das berühmte „letzte Wort“ haben wollen. Jeder muß kurz und sachgemäß sprechen und keine Vorträge halten. Schon Gesagtes braucht nicht wiederholt zu werden. Die Reihenfolge der Wortmeldungen ist zu beachten. Dies und vieles andere muß geübt werden (am besten schon im Familienkreis). Es dient der Achtung vor dem einzelnen als Mensch und Partner.

In unseren Räten sind *Abstimmungen* nötig, aber die Art ihrer Durchführung ist ebenfalls einzuüben. Es kommt nicht darauf an, daß sich ein einzelner oder eine Gruppe oder Fraktion „durchsetzt“ („Fraktionen“ können übrigens durchaus legitim und notwendig sein!), sondern darauf, daß das Richtige gefunden wird. Die Abstimmung muß nicht einstimmig sein; aber eine „Kampf Abstimmung“ mit knapper Mehrheit sollte eine seltene Ausnahme sein, dann, wenn man gar nicht mehr weiterkommt. Manchmal wird man die Abstimmung vertagen, weil die Sache noch nicht reif ist oder weil manche sich noch nicht entscheiden können, da sie noch keine Klarheit gewonnen haben. Es ist sicher besser, nach vier Wochen nochmals darüber zu sprechen, als sich schnell zu entscheiden und bald einzusehen, daß der

Beschluß falsch war oder nicht durchgeführt werden kann oder jemand eben „überfahren“ wurde.

Es gibt *Kontrollorgane*. Sie gehören zu jedem gut funktionierenden gesellschaftlichen Bereich. Die „Räte“ schaffen sich eigene Kontrollinstanzen, damit die Durchführung der Beschlüsse gesichert ist. Darin liegt kein Mißtrauen gegen irgend jemanden oder gegen die mit einem bestimmten Vorhaben Beauftragten. Es dient der Gesundheit eines Gremiums und soll Manipulationen, Unsauberkeit und Bummellei verhindern. Auch darin kann man die Achtung vor der Person als Partner erkennen, da alle ihren Willen in einer Abstimmung kundgetan haben und erwarten, daß dieser Wille auch in der Praxis gilt.

Diese Beispiele sollen genügen, um zweierlei zu zeigen: Wir brauchen demokratische Formen, weil sie heute notwendig sind. Aber wir müssen diese Formen recht benutzen. Oder anders: Wir müssen den inneren Sinn dieser Formen für uns erkennen, den Sinn, der von dem gemeinsamen Ziel, dem *Dienst am Wohl und Heil des Menschen*, bestimmt ist.

III. Eine „kollegiale Aszese“

Wir brauchen eine „kollegiale Aszese“. Was damit gemeint ist, möchte ich in sieben Punkten entwickeln. Auch sie sollen nur Beispiele sein, an denen das Gemeinte deutlich wird. Wer ein bewußtes Leben aus dem Glauben, ein geistlich tiefes Leben führen wollte, der las etwa in der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen oder in der „Philothea“ des Franz von Sales. Vielen wurden diese Schriften zu Büchern, die ihr Leben begleiteten – und das können sie sicher manchem auch heute werden. Doch sie waren auf den einzelnen Christen, auf seine Sorge um *sein* Heil und seine möglichst vollkommene Lebensform zugeschnitten. Heute brauchen wir eine Hilfe, miteinander, im Gespräch, im Hören, im Ertragen des anderen, in mühseligen „Sitzungen“ unser Heil zu suchen. Das meint das Stichwort von der „kollegialen Aszese“.

Auch noch so gut funktionierende „Räte“ und Organisationsformen können mehr Hemmnis als Förderung sein; sie können die Vielfalt der Gnadengaben und Dienste beschneiden und aus dem Dienst, dem alle diese Formen zugeordnet sind, eine *neue Herrschaft* der Bürokratie und des Zentralismus machen. Alles hängt ab von dem Geist, in dem wir sie als Mittel benutzen. Wir müssen nach einer neuen Art des kollegialen und geistlichen Denkens und Verhaltens suchen.

Ehrfurcht

1. Wir brauchen *Ehrfurcht* voreinander, schlichter und weltlicher gesagt: Großzügigkeit und Fairneß. Für jeden einzel-

nen ist sein Gewissen die letzte Instanz, die ihn bindet. Auch ein Mehrheitsbeschluß braucht ihn nicht zu überzeugen, wenn er auch das Beschlossene fair mit durchführen wird. Keiner darf majorisiert werden, keiner darf *sich* durchsetzen wollen. Die Ehrfurcht voreinander ist die Grundlage jeder Zusammenarbeit.

Bereitschaft
zum Dienst

2. Wir brauchen die *Bereitschaft zum Dienst*. Die Kirche als Ganze ist zum Dienst bestimmt. Es kommt nicht darauf an, die Macht zu erringen, wie bei einer politischen Partei, sondern darauf, gemeinsam das Richtige für den Dienst zu finden. Und das Richtige ist eben die konkrete Wahrheit für diese Gemeinde oder jenes Dekanat oder ein Bistum. Sie kann in der Nachbarpfarrei oder im Nachbardekanat anders sein. Aber jeder einzelne, der zu einem „Rat“ gehört, weiß, daß auch dieser Rat im Dienst des Ganzen steht und daß er selber wiederum darin *mehr* dienen soll und kann als bisher.

Bereitschaft
zur Reform

3. Notwendig ist für alle die *Bereitschaft zur Reform*. Das II. Vatikanum hat für die ganze Kirche den Prozeß einer Reform eingeleitet. Damit ist die Grundrichtung unseres Überlegens und Tuns klar. Reform meint immer Änderung, und Änderung setzt Kritik voraus. Diese innere Bereitschaft zum Ändern muß ein jeder mitbringen, d. h. vor allem die Bereitschaft, Hergebrachtes, Eingewöhntes in Frage zu stellen und womöglich loszulassen. Das ist für viele (übrigens oft auch für junge Leute!) schmerzlich. In dieser Bereitschaft zum Ändern kann manchmal das erfahren werden, was Jesus von der bedingungslosen Nachfolge, von dem absoluten Vorrang des Reiches Gottes vor allem anderen sagt. Nicht das Alte ist gut, einfach *weil* es alt ist; und auch nicht ist das Neue gut, nur *weil* es modern ist. Sondern gut ist das, was richtig ist, was das für diese Situation Gemäße und damit das in ihr Wahre ist. Natürlich geht es nicht darum, an allen Säulen zu rütteln, alles in Frage zu stellen oder gar bloß umbauen und umstürzen zu wollen; sondern es geht darum, es besser zu machen als bisher.

Kunst der Kritik

4. Wir brauchen die *Kunst der Kritik*. Das Wort „Kritik“ klingt für viele böse, aber die Sache ist gut. Kritik ist für viele gleichbedeutend mit „herumnörgeln“, mit der Haltung eines Kritikasters, der alles mit der ätzenden Lauge seiner Worte übergießt. Das Wort selber meint das nicht. Es heißt in der Grundbedeutung „Scheidung“ oder auch „Unterscheidung“. Kritik ist auf das *Richtige und Wahre* gerichtet, das nur durch Scheidung und Unterscheidung vom Falschen und Unwahren erkannt wird. Ohne Kritik gibt es keine Wahrheit, dann auch keine Reform und Besserung.

Jede echte Reform fängt mit Kritik, mit Scheidung an. Diese Kritik in und an der Kirche gründet in der Freiheit des Heiligen Geistes, in der Freiheit der Kinder Gottes. Sie ist also ein hohes Gut, das verantwortlich verwaltet werden muß.

Kritik ist aber auch eine *Kunst* des Menschen. Sie muß gelernt und ständig geübt sein. Sie braucht Unabhängigkeit des Denkens, den Freimut der Rede. Ihre Feinde sind Menschenfurcht, falsche Rücksichtnahme, bloße Taktik, Nachgiebigkeit, Verharmlosen wirklicher Gegensätze. Kritik muß sich an die Sache binden und von ihr bestimmt sein. So ist sie selbstlos und lauter. Sie sagt niemals: Es hat doch keinen Zweck; es hat nichts genützt; ich komme doch nicht durch, oder ähnlich. Sie verfiicht das, was sie eingesehen hat und was sie für richtig hält — sie läßt sich aber immer auch selbst kritisieren.

Besonders wichtig ist, daß Kritik zwar auf das Wahre gerichtet ist, aber niemals *ohne Liebe geübt* werden darf. Nicht Michael Kohlhaas ist hier Vorbild, sondern eine Heilige wie Katharina von Siena, die die Kirche und den Papst scharf kritisierte, *weil* sie die Kirche und den Papst liebte. Die Art und Weise, Kritik zu üben, muß immer ein Wohlwollen für den einschließen, den ich kritisiere und dem vielleicht eine Sache (auch wenn es nur eine kitschige Heiligenfigur in der Kirche wäre) kostbar ist. Auch wenn harte Dinge gesagt werden müssen, muß ich den *Menschen*, dem ich sie sage, sehen, wie er ist und denkt und empfindet.

Aufeinander
hören

5. Wir müssen lernen, *aufeinander* zu hören und *den anderen* zu verstehen. Wir waren lange gewöhnt, nur auf *eine* Stimme zu hören. Jetzt müssen wir lernen, auf viele Stimmen, Meinungen, Urteile zu hören; und zwar nicht auf die Worte allein, sondern auf den Menschen, der sie spricht. Keiner kann *genau* das ausdrücken, was er meint. Oft muß ich mehrmals hören, was er sagt, um ihn einigermaßen zu verstehen. Es müssen *alle* gehört werden, auch die „Stillen im Lande“, die vielleicht ermuntert werden müssen, ihre Meinung zu sagen. Dafür wird man die Vielredner und Großsprecher manchmal bremsen. Viele Mißverständnisse entstehen dadurch, daß man einen nicht ausreden und ihn in Ruhe darlegen ließ, was er wirklich meinte. Aus Mißverständnissen entstehen Leerlauf, Zeitverlust, ermüdendes Diskutieren — bis man zum Ende feststellt, daß man eben „aneinander vorbeigeredet“ hat. Meist ist das zu vermeiden, wenn alle von vornherein hörbereit sind für alle und sich um das Verstehen des anderen mühen. (Praktisch ist es, zu versuchen, durch „Rückfragen“ genauer herauszubekommen, was einer meint, ohne sofort dazwischen zu reden.)

Theologische und geistliche Bildung

6. Wir brauchen eine *theologische und geistliche Bildung*. Viele Fragen der heutigen Kirche und Theologie sind für die meisten neu. Nicht jeder kann überall sofort mitreden, einfach deshalb, weil er zu wenig weiß und von der Sache versteht. Die Presbyter müssen dafür sorgen, daß die „Ratsmitglieder“ gut informiert sind und daß sie Hilfen erhalten, um zu einem eigenen Wissen und Urteil zu kommen. Wir brauchen vor allem viele Gespräche miteinander, Lektüre, einführende Bücher, manchmal ernstes Studium. Die höhere Verantwortung, die die Teilnahme an einem „Rat“ einschließt, muß sich auch in der Sorge um unser theologisches Wissen und um unsere geistliche Lebensform auswirken. Dafür kenne ich zur Zeit keine bessere Hilfe als den sogenannten „Holländischen Katechismus“, die Glaubensverkündigung für Erwachsene.

Gebet

7. Wir brauchen für alles Überlegen und Tun das *Gebet*. Das Gebet ist der Akt, in dem wir Menschen unsere Offenheit auf Gott hin ausdrücken. Wir sagen das mit Worten (auch mit den „inneren Worten“ des Herzens), daß wir uns selbst nicht genügen und daß wir uns selbst nicht das Heil und die Rettung unseres Lebens verschaffen können. In dieser Offenheit vor Gott stehen aber auch jede Gemeinde, jeder „Rat“ und die ganze Kirche. Die Gemeinde ist grundlegend betende Gemeinde, und die Kirche ist *ecclesia orans*, betende Kirche. Damit ist nicht nur gemeint, daß man gemeinsam Gebete „verrichtet“, am Anfang oder Ende einer Versammlung, sondern daß alles Überlegen und Beraten in dieser Offenheit zu Gott, im gemeinsamen Hören auf die „Einsprechungen des Heiligen Geistes“ (was wir nur für den einzelnen Christen und für sein eigenes Leben dachten) stehen soll.

Darin drücken wir auch aus, daß es eigentlich nicht *unser* Werk ist, das geschieht, sondern daß es Gottes Werk ist. Dieses Werk Gottes geschieht aber nicht ohne uns. Er hat uns vielmehr bestellt zu „Mitarbeitern“ (vgl. 1 Kor 3,9). Wir können das Werk Gottes verderben oder voranbringen; wir können es lähmen durch unsere Trägheit oder vereiteln durch unseren Eigensinn.

Diese Gesinnung wächst nur aus der Stille und der Meditation. Ohne diesen Untergrund von Stille und Meditation ist alles in Gefahr, „Menschenwerk“, Leerlauf, organisierter Betrieb zu werden. Keiner von uns weiß, ob das, was wir mitbauen, wie das Haus auf dem Felsen stehen wird, das dem Gewitter (des Gerichtes) standhält, oder ob es dem Haus auf dem Sand gleichen wird, das weggerissen und fortgespült wird (vgl. Mt 7,24–28).

Aus dieser Haltung wächst eine letzte *Gelassenheit* in unserem Tun. Denn bei allem Einsatz, aller Kritik, ja Leidenschaft, mit denen wir zu Werke gehen, steht das Urteil darüber, ob es richtig war und wirklich Frucht gebracht hat, nicht bei uns.

Anton Burghardt Die Familie als pastoral-soziologisches Problem

Die richtige Einschätzung der sozialen Stellung der Familie ist eine der Voraussetzungen für eine zeitgemäße Familienpastoral. Die folgende Zusammenfassung wichtiger Ergebnisse der Sozialforschung vermittelt zudem Kenntnisse, die für das Gespräch mit Eheleuten und für andere pastorale Hilfen zur Bewältigung ihrer Situationen und Aufgaben nützlich sind.

red

Die Familie als soziales Phänomen

Die Kirche ist nur scheinbar eine Integration von einzelnen. Tatsächlich ist sie auch heute noch, wie die Gesamtgesellschaft, weitgehend von der Familie her permanent begründet. Die Familie ist nicht allein ein biologisch-ökonomisches Phänomen, sondern in ihrer jeweiligen Darstellung auch ein Produkt der Umwelt und der Gesamtgesellschaft. Die familiäre Verfassung ist sowohl ein Stück der Normal- als auch der Realverfassung der Gesellschaft, die überdies die Familie zu disziplinieren sucht, um sich z. B. mittels eines Familienrechtes an ihrer Basis Ordnung zu sichern.

Einige Begriffe und Fakten

Unter Sozialisation versteht man jede Form der Vermittlung von Werten und Verhaltenserwartungen der Gesamtgesellschaft oder einer Subgesellschaft (z. B. einer Minderheit, welcher sich Subjekte zurechnen) gegenüber dem Einzelnen. Durch die Eltern werden Kinder zum ersten Mal in ihr soziales Milieu eingeführt und über dieses in den Gesamtkörper der Gesellschaft. Daher ist die Familie ein sozial-affektiver Verband¹, der die sozial-kulturelle Persönlichkeit seiner Angehörigen aufbaut und sie gesellschaftsreif macht, indem er vor allem die Kinder bewegt, sich die Wertauffassungen und Verhaltensformen der Gesellschaft anzueignen, sie zu internalisieren.

Soziologisch ist die Familie ein System von sozialen Beziehungen der Familienangehörigen und von sozialen Rollen, d. h. von verschiedenen Verhaltensformen, welche die Umwelt und Gesellschaft von den einzelnen Familienmitgliedern fordert, ein System von Vater-, Mutter- und Kinderrollen. Die Ehe aber ist eine Gattungsgemeinschaft, die im Ursprung meist durch die Fürsorgepflicht der Eltern für die

¹ A. Oldendorff, Grundzüge der Sozialpsychologie, Köln 1965, 142.